

Hendrik Stiemer:

Feuilletonistische Reimereien auf «anspruchsvolle Jungen» und «hochgeschätzte Knaben». Der späte Robert Walser und die hohe Lyrik

Vortrag an der Jahrestagung der Robert Walser-Gesellschaft in Bern, 16. Oktober 2010

I.

Bisher hat Robert Walsers späte Lyrik im Vergleich zu anderen Teilen des Gesamtwerks bei Literaturkritikern und -wissenschaftlern recht wenig Beachtung gefunden.¹ Wo man sie dagegen gewürdigt hat, ist sie meist auch wertend kommentiert worden. Man trifft in diesem Zusammenhang auf eine Reihe von Werturteilen, die teils beträchtlich voneinander abweichen.

Der Walser-Herausgeber Robert Mächler beispielsweise stellte 1971 fest, dass man die meisten späten Gedichte Walsers «kaum als Lyrik bezeichnen» könne, wenn man bei diesem Wort «an gehobene, ungewöhnliche Gefühlslage und Sprache»² denke. Die metrischen Unregelmäßigkeiten und die eigenwilligen Kombinationen gereimter und ungereimter Versformen, die für Walsers späte Gedichte charakteristisch sind, machten auf Mächler eher «den Eindruck eines unbeholfen dilettantischen Dichtens».³ Andererseits wies Mächler darauf hin, dass der Autor die geltenden Maßstäbe kannte und sie möglicherweise absichtlich unterboten hat. Diese Vermutung äußert er allerdings nur unter Vorbehalt, denn er glaubt auch, eine «tatsächliche Abnahme der dichterischen Spannkraft»⁴ in Walsers lyrischem Spätwerk zu erkennen.

Nur wenige Jahre später leistete der Literaturwissenschaftler Wolfgang Rothe einen regelrechten Verriss der späten Walser'schen Gedichte. Er sieht darin einen «Dilettantismus ohne jede Formkraft» am Werk, «der nur dem äußerlichsten Reimzwang gehorcht».⁵ Anstatt von Ironie oder Selbstironie auszugehen, mutmaßt Rothe mit einem Seitenblick auf Walsers spätere Schizophreniediagnose, dass die lyrischen Blödeleien dem Autor dazu gedient hätten, «sich und

¹ Mit dem Begriffspaar *späte Lyrik* beziehe ich mich auf sämtliche Walser-Gedichte, die in den Jahren 1924–1933 entstanden sind, als der Autor in Bern ansässig war (vgl. Robert Walser, «Sämtliche Werke in Einzelausgaben», hg. von Jochen Greven, Frankfurt am Main/Zürich 1985f.; Zitate aus dieser Ausgabe werden in Klammern mit der Sigle SW und Seitenangabe nachgeführt; hier: SW 13, S. 83–267; vgl. ferner Robert Walser, «Aus dem Bleistiftgebiet. Mikrogramme 1924–1933», im Auftrag des Robert Walser-Archivs der Carl Seelig-Stiftung (Zürich) entziffert und hg. von Bernhard Echte und Werner Morlang, Frankfurt am Main 1985ff.; Zitate aus dieser Ausgabe werden in Klammern mit der Sigle AdB und Seitenangabe nachgeführt; hier: AdB 2, S. 297–399; AdB 4, S. 263–319; AdB 6, S. 379–508).

² Beide Zitate aus Mächlers Nachwort in: Robert Walser, «Gedichte und Dramolette», hg. von Robert Mächler, Genf/Hamburg 1971, S. 413–426, hier: S. 418.

³ Ebd.

⁴ Ebd.

⁵ Wolfgang Rothe, «Gedichtemacheleien». Zur Lyrik Robert Walsers», in: Armin Arnold et al. (Hgg.), «Analecta Helvetica et Germanica», Bonn 1979, S. 369–386, hier: S. 378.

seine Lebensproblematik» zu verstecken und «die Gefährdung seines Ichs gewaltsam»⁶ herunterzuspielen.

Wolfram Groddeck hingegen vertrat in jüngerer Zeit die Ansicht, dass Walser aus rationalen Gründen mit voller Absicht gegen die üblichen Konventionen verstieß: «Walsers Lyrik-Produktion [...] läßt sich durchaus als radikale praktische Kritik an der poetischen Ideologie des ‹Formvollendeten› und des ‹Gültigen› verstehen. Darüber hinaus handelt es sich auch um eine Verulkung bestimmter kultureller Attitüden».⁷

Für Groddecks Annahme, dass es sich bei den von Mächler monierten formalen Eigentümlichkeiten nicht um unfreiwillige, sondern um intentionale Konventionsverstöße handelt, spricht der Umstand, dass Robert Walser in einigen frühen Gedichten und Märchendramoletten gezeigt hatte, dass er die gängigen Standards der versgebundenen Rede schon um 1900 nicht nur kannte, sondern auch in kreativer, formvollendeter Weise zu bedienen wusste.⁸ Ferner ist anzumerken, dass sich Wolfgang Roth's Deutung der späten Lyrik als Schizophreniesymptom heute kaum mehr halten lässt, nachdem Martin Jürgens und andere aufgezeigt haben, unter welchen Umständen diese fragwürdige Diagnose im Jahre 1929 zustande gekommen ist.⁹

Man könnte nun zur Diskussion der Intentionalitätsfrage auch poetologische Aussagen Robert Walsers heranziehen, beispielsweise einen in der Forschung häufig zitierten Brief an Max Rychner.¹⁰ Davon sehe ich an dieser Stelle jedoch ab, denn die Konventionsverstöße der späten Lyrik lassen sich mithilfe der dortigen Kommentare zum Thema Lyrik meines Erachtens nicht befriedigend erklären. Stattdessen werde ich im Folgenden drei späte Walser-Gedichte präsentieren und unter Berücksichtigung ihres Entstehungskontextes interpretieren, um die Fragen der Qualität und der Intentionalität genauer unter die Lupe zu nehmen. Die betreffenden Texte sind Teil einer größeren Gruppe von Gedichten, die sich thematisch auf Autoren beziehen, welche ungefähr zur selben Zeit wie Robert Walser geboren wurden und schon zu Lebzeiten als Lyriker große

⁶ Ebd., S. 380.

⁷ Wolfram Groddeck, «Gedichte auf der Kippe. Zu Robert Walsers Mikrogrammblatt 62», in: Davide Giuriato, Stephan Kammer (Hgg.), «Bilder der Handschrift. Die graphische Dimension der Literatur», Basel/Frankfurt am Main 2006, S. 239–268, hier: S. 241. Einen ähnlichen Standpunkt vertrat kürzlich Urs Allemann in seiner kommentierten Ausgabe ausgewählter später Walser-Gedichte (vgl. Robert Walser, «Der Schnee fällt nicht hinauf», hg. von Urs Allemann, Frankfurt am Main/Leipzig 2009).

⁸ Vgl. exemplarisch das Gedicht «Welt» und das «Schneewittchen»-Dramolett (SW 13, S. 11; SW 14, S. 74–115).

⁹ Vgl. Martin Jürgens, «Die späte Prosa Robert Walsers – Ein Krankheitssymptom?», in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), «Text und Kritik 12/12a. Robert Walser» (1975), S. 33–41; Bernhard Echte (Hg.), «Robert Walser. Sein Leben in Bildern und Texten», Frankfurt am Main 2008, S. 408–484.

¹⁰ Vgl. Robert Walser, «Briefe», hg. von Jörg Schäfer unter Mitarbeit von Robert Mächler, Zürich 1979, S. 265ff. [Brief Walsers an Rychner vom 18.3.1926].

Anerkennung fanden.¹¹ Gegenstand der drei von mir ausgewählten Analysegedichte sind Hermann Hesse, Rainer Maria Rilke und Georg Trakl.

II.

Das früheste Gedicht auf einen anerkannten zeitgenössischen Lyriker, das sich in Robert Walsers Gesamtwerk finden lässt, ist bis 1985 unveröffentlicht geblieben und beginnt mit den Worten «Daß ich ja nicht vergesse» (AdB 2, S. 370). Es handelt sich um einen Mikrogrammtext, dessen Entstehung von den Entzifferern Bernhard Echte und Werner Morlang auf Februar bis April 1925 datiert wurde (vgl. AdB 2, S. 612). Mit einer möglichen Ausnahme hatte Walser zur Zeit der Niederschrift dieses Mikrogramms noch kein Gedicht veröffentlicht, das nach 1921 entstanden war.¹² Das heißt, beim Entwurf des Textes war dessen Publikation wohl nicht abzusehen. Für diese Annahme spricht auch der Umstand, dass das mikrografische Manuskript fast keine Korrekturspuren aufweist und von Walser nie in Reinschrift übertragen wurde.¹³ Vielleicht ließe sich der Text also als eine tagebuchartige Reflexion in Gedichtform charakterisieren, die möglicherweise dem Bedürfnis entsprang, sich inmitten der benachbarten mikrografischen Prosa-Arbeiten ein wenig zu zerstreuen:

Daß ich ja nicht vergesse,
 zu Hermann Hesse
 zu spazieren und ihn zu fragen,
 ob ich lyrisch zu reden dürfe wagen,
 5 er gilt ja beim Publikum als der,
 der das Patent darauf hat,
 das Leben unsagbar schwer
 allerweil genommen zu haben,
 ob er mir erlaube,
 10 daß ich glaube,
 ich wär' wie er imstande, mich matt
 zu fühlen, morgen denke ich zu traben

¹¹ Zu den hier nicht berücksichtigten Gedichten dieser Gruppe zählen «Der Gefährte», «Hermann Hesse», «Der Philister», «An einen Schriftsteller», «Ich wollt', ich hätte», «Manche, die vor Jahren etwas waren» (vgl. SW 13, S. 188; 190f.; 198; 200; 213; AdB 6, S. 469). Diese Texte werde ich voraussichtlich an anderer Stelle einer kontextsensitiven Interpretation unterziehen.

¹² In einem von mir bisher nicht zu ermittelnden Monat des Jahres 1925 erschienen drei Walser-Gedichte in einem Sammelband, dessen Beiträge die beteiligten Autoren selbst auswählen durften (vgl. Albert Sergel (Hg.), «Saat und Ernte. Die deutsche Lyrik unserer Tage in Selbstaussuchen der Dichter und Dichterinnen mit kurzen Eigenbiographien und Angabe ihrer Werke. Neue, vermehrte Ausgabe, 4.–10. Tausend», Berlin [u.a.] 1924 [rückdatiert von 1925], S. 297–300). Die Gedichte wurden wiederabgedruckt in SW 13, S. 85ff.; 240f.

¹³ Die einzige Verbesserung besteht in einem durch «mir» überschriebenen Wort in Zeile 17 (vgl. Mikrogrammblatt 196r, Text Nr. 1). Für diesen Hinweis danke ich Chris Walt, einem Mitarbeiter des Projekts «Kritische Robert Walser-Ausgabe».

zum hochgeschätzten Knaben,
 und ich bin überzeugt, daß ich ihn werde
 15 über seine Anhängerherde
 lächeln machen können,
 und werd' mir nicht mißgönnen,
 hie und da mal seelenvoll
 adagiohaft zu zwitschern, jeder, der einen
 20 Namen hat, erlebt Stunden, wo er lieber keinen
 hätte. (AdB 2, S. 370)

Schon in diesen ersten Versen auf einen zeitgenössischen Dichter erfährt man etwas über den Schreibimpuls, der Walser zu dieser Textsorte geführt hat. Vor dem Hintergrund der eigenen Erfolglosigkeit als Lyriker stellt er den Wert der Publikumserfolge des «hochgeschätzten Knaben» (Z. 13) Hermann Hesse in Frage.¹⁴ Neben dem Personenkult, der zu dieser Zeit um den Namen Hermann Hesse getrieben wurde, kritisiert Walser insbesondere die Schwermut, die sich seiner Meinung nach in dessen Werken niederschlägt. Diesen Gedanken griff nur wenig später auch ein anderer Kritiker Hesses auf. Die Rede ist von Kurt Tucholsky, der 1927 unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel einen Hesse-Essay veröffentlichte, in dem es unter anderem heißt: «Was fehlt aber Hesse, was fehlt dem <deutschen Menschen>, das ihn so unleidlich macht, das seine Vorzüge aufhebt, seine Fehler verdoppelt? [...] Hesse hat keinen Humor.»¹⁵

III.

Und Walser? ...könnte man nun fragen. Hatte Walser denn Humor? Ich lasse diese Frage vorerst unbeantwortet und wende mich einem anderen Walser-Gedicht zu. Es bezieht sich auf eine Nachricht, die Ende 1926 im gesamten deutschsprachigen Raum hohe Wellen schlug. Rainer Maria Rilke war am Morgen des 29.12.1926 gestorben. Das «Berliner Tageblatt» kommentierte dieses Ereignis noch am selben Tag mit den Worten:

Wir brauchen uns nicht lange zu besinnen, um zu wissen, daß der größte deutsche zeitgenössische Lyriker mit ihm aus der Welt gegangen ist. [...]

¹⁴ Alle Zeilenangaben meines Aufsatzes beziehen sich jeweils auf das Walser-Gedicht, das im betreffenden Kapitel voll zitiert ist. Zum spannungsreichen Verhältnis zwischen Walser und Hesse vgl. Jochen Greven, «Der <liebe Chaib> und der <Hirtenknabe>. Hermann Hesse und Robert Walser», in: «Allmende. Zeitschrift für Literatur» 72 (2003), S. 81–106.

¹⁵ Ignaz Wrobel, «Der deutsche Mensch», in: «Die Weltbühne» 23 (1927) H. 35, 30.8.1927, S. 332–337, hier: S. 334f.; wiederabgedruckt in: Kurt Tucholsky, «Gesamtausgabe», hg. von Antje Bönitz [u.a.], Reinbek bei Hamburg 1996ff., Bd. 9, S. 474–482. Der Großteil der zeitgenössischen Kritik beurteilte das Werk Hermann Hesses freilich weitaus positiver.

Unauslöschlich steht sein Werk im Juwelenschrank der Weltliteratur. [...] Was von ihm geblieben ist, wird unsterblich bleiben.¹⁶

Wenige Tage später publizierte Robert Walser zu Rilkes Ehren einen lyrischen Nekrolog in der deutschsprachigen Tageszeitung «Prager Presse». Das Gedicht wurde dort nicht in der Literaturbeilage abgedruckt, sondern im Hauptteil unter der Rubrik «Kultur der Gegenwart», wo in der Regel kurze Meldungen zum Literaturbetrieb zu finden waren (vgl. unten, S. 6, Abb. 2). So wird es schon rein äußerlich als ein journalistisches Gedicht ausgewiesen. Ich präsentiere den Text

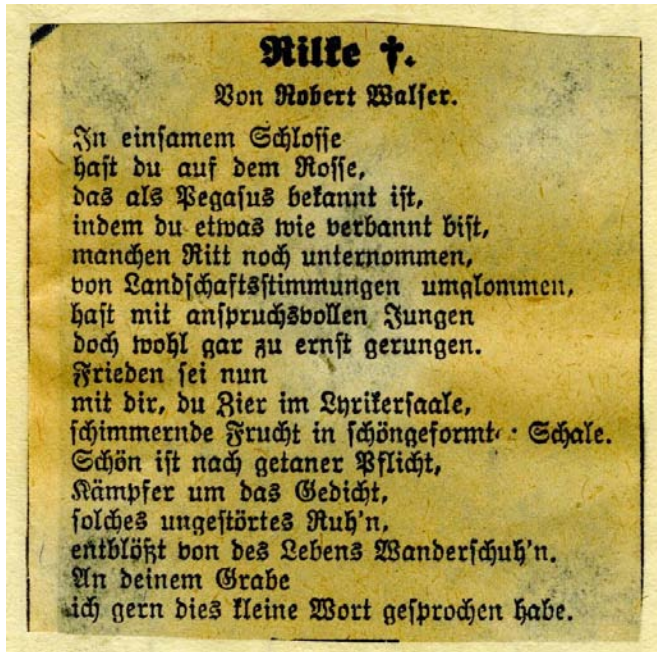


Abb. 1: Druckbeleg «Rilke †». Aus: «Prager Presse» Nr. 3, 4.1.1927, S. 6. Quelle: Robert Walser-Archiv, Bern. Wiederabgedruckt in: SW 13, S. 181f.

zunächst in Form von Walsers Erstdruckbeleg (vgl. links, Abb. 1), denn der auf der nächsten Seite abgebildete Mikrofilm-Scan der Berliner Staatsbibliothek weist nicht nur Kritzelspuren, sondern auch Druckfehler auf, die auf Walsers Belegexemplar bemerkenswerterweise korrigiert sind.

Ist der in Abbildung 1 gezeigte Text ein schlechtes Gedicht? Sofern man nur den Einzeltext betrachtet, handelt es sich in meinen Augen tatsächlich um ein schlechtes Gedicht. Nun stellt sich aber die Frage, mit Bezug auf welche Vergleichsgrößen man dieses Gedicht als ein schlechtes Gedicht bezeichnen kann. Welcher Standard wird hier unterboten? Diese Frage beantwortet der Text selbst in Form von intertextuellen Anspielungen. In dem einsamen «Schlosse» (Z. 3) Muzot bei Sierre hatte Rainer Maria Rilke ein Bändchen mit französischen «Landschafts»-Gedichten

(Z. 8) verfasst, das 1926 unter dem Titel «Les Quatrains Valaisans» erstveröffentlicht wurde. Eine «Frucht»-«Schale»-Allegorie (Z. 13) in Verbindung mit dem Thema Tod findet sich unter anderem in Rilkes Gedichtband «Das Stunden-Buch» (1905).¹⁷ Diese Informationen wurden eine knappe Woche vor Erscheinen von Walsers Nekrolog in einem Rilke-Nachruf der «Neuen Zürcher Zeitung» angesprochen, den Walser mit großer Sicherheit kannte. Der Artikel stammt vom damaligen NZZ-Feuilletonchef Eduard Korrodi und verweist

¹⁶ Anonymus, «Rainer Maria Rilke †», in: «Berliner Tageblatt» Nr. 614, 29.12.1926, S. 2.

¹⁷ Vgl. dazu Rainer Maria Rilke, «Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden», hg. von Manfred Engel [u.a.], Frankfurt am Main/Leipzig 1996, Bd. 1, S. 236 sowie Supplementband [erschienen 2003], S. 78–109.

nicht nur auf den «stillen Zauberturm von Muzot» und die «Quatrains Valaisans»,¹⁸ sondern enthält auch das folgende Zitat aus Rilkes «Stunden-Buch»:

O Herr, gib jedem seinen eignen Tod,
 das Sterben, das aus seinem Leben geht,
 darin er Liebe hatte, Sinn und Not.
 Denn wir sind nur die *Schale* und das Blatt.
 Der große Tod, den jeder in sich hat,
 das ist die *Frucht*, um die sich alles dreht.¹⁹

Im Anschluss an diese Beobachtungen lässt sich ein weiterer konkreter Bezug zum damaligen Feuilletonbetrieb konstruieren. Drei Tage, bevor Walsers Rilke-Gedicht erschien, hatte der Schriftsteller Arthur Silbergleit im «Berliner Tageblatt» ebenfalls einen lyrischen Rilke-Nekrolog veröffentlicht, der – wie man ihn auch immer qualitativ beurteilen mag – formal sehr gehoben wirkt und jedenfalls keine Parodie darstellt. Auch diesen Text hat Walser höchstwahrscheinlich vor der Abfassung von «Rilke †» zur Kenntnis genommen, denn er war unmittelbar neben der letzten Textkolumne von Walsers Prosastück «Die schönen Augen» (SW 18, S. 168–173) publiziert worden, von dessen Druck Walser ein Belegexemplar geliefert bekam (vgl. unten, S. 8f., Abb. 3 und 4).²⁰

Es dürfte außer Frage stehen, dass Walsers Rilke-Gedicht im Vergleich zu Silbergleits erhabenen, regelmäßigen Versen ein katastrophal holpriges, unförmiges Sprachgebilde darstellt. Warum produzierte Walser einen solchen Trash? Offenbar wollte er mit dieser inszeniert-dilettantischen Ästhetik das Kultobjekt «Rilke» (Z. 1) vom hohen «Rosse» (Z. 4) herunterholen, vom geflügelten Pferd «Pegasus» (Z. 5), das seit der Antike die himmlische Inspiration des Dichters versinnbildlicht.²¹ In diesem Zusammenhang spielt sicherlich nicht nur Erfolgsgneid eine Rolle, denn Walsers Spott zielt weniger auf die Person oder das Werk Rilkes, als auf den Rilke-Kult, der in den 1920er Jahren grassierte und für den Silbergleits Gedicht nur eins von vielen Zeugnissen darstellt. Demgemäß leistet das Walser-Gedicht auch keine Parodierung von Rilkes lyrischem Schreibstil – was auch immer man sich unter diesen Begriffen vorstellen mag; die stilistische

¹⁸ Beide Zitate aus: E.[duard] K.[orrodi], «Rainer Maria Rilke †», in: «Neue Zürcher Zeitung» Nr. 2155, 29.12.1926, S. 1f., hier: S. 1.

¹⁹ Ebd., S. 2. *Hervorhebungen* von mir.

²⁰ Laut Auskunft des Berner Museums für Kommunikation (PTT-Archiv) nahm die Briefbeförderung zwischen Prag und Bern im Jahr 1926 auf dem Schienenweg genau einen, auf dem Luftweg sogar nur einen halben Werktag in Anspruch (für diese Information bedanke ich mich herzlich bei Madeleine Burri, einer Mitarbeiterin des PTT-Archivs). Es handelt sich also um ein realistisches Szenario, dass Walser Silbergleits Gedicht am 1.1.1927 las, noch am selben oder folgenden Tag seinen eigenen Rilke-Nekrolog verfasste und diesen an Otto Pick sandte, der als Feuilletonredakteur der «Prager Presse» fungierte und den Text am 2. oder 3. Januar erhalten konnte, um ihn in der Ausgabe vom 4. Januar abzdrukken.

²¹ Vgl. Gertrud Maria Rösch, «Pferd», in: Günter Butzer, Joachim Jacob (Hgg.), «Metzler Lexikon literarischer Symbole», Stuttgart/Weimar 2008, S. 274f., hier: S. 275.

Einem Augenblick lang konnte man glauben, daß die großen Judenträger, die als Hüter dieser Lehre auftraten, Erfolg haben würden. Jedoch, sie begegneten auf ihrem Weg den Sonderinteressen, welche das Nationalitätsprinzip noch nicht überwunden hatte. Sie stießen sich an dem allgemeinen Willen, die nationale Idee durchzuführen, die damals noch jugendlich war und von der niemand vermuten konnte, daß sie in eine wirtschaftliche Katastrophe führen würde. Cobden, Bismarck, Bright waren nur die Vorläufer. Die Völker folgten ihnen bald nicht mehr. Sie suchten andere Lösungen als die, welche jene Männer vorgeschlagen hatten.

Die Völker kamen zu dem Glauben, daß sie die wirtschaftliche Abhängigkeit voneinander nicht gefährden würden, wenn sie ihre Produktion durch Zölle schützten. Jedoch die Tarife, die erst nötig waren, wurden immer drückender, denn sie gaben der natürlichen Bewegung des menschlichen Geistes nach, nur den eigenen Vorteilen zu suchen. Zu gleicher Zeit aber schwoll auch die mächtige Industrie an, indem sie von fernher Nachfrage für ihre Produkte holten und sich nach außen hin ausbreiteten. Die Regierungen kamen deshalb auf den Gedanken, die Wirtschaftsaufgaben mit politischen Interessen zu verschmelzen; sie suchten Vergößerung durch Gebietsverwerb in Afrika und in Asien und durch einen Druck auf die schwachen Herrscher der hindukontinentalen Völker, bei denen noch Platz für die freie Ausdehnung vorhanden zu sein schien.

Das waren Experimente, die von Konstellationen schwanger waren. Die Völker wurden mißtraulich und erbitterten sich gegeneinander. . . Ich will hier nichts wiederholen, was ich, gleich vielen anderen, über die tieferen Ursachen des Krieges geschrieben habe.

Jetzt aber, nach der Katastrophe, ist alles genau so, wie es gewesen ist. Es ist so, als ob die Menschheit nichts gelernt hätte! Im Gegenteil, es ist noch schlimmer geworden. Die Zollregeln haben sich vermehrt, die Tarife blähen sich bis zum Wahnsinn. Und dazu kommt die Erkrankung der Welt, die jeden Austausch erschwert.

Durch die Erfahrung ist bemerkt, daß die gleichen Ursachen, wenn sie fortauern, in naher oder in weiter entfernter Zukunft die gleichen Wirkungen hervorbringen müssen. Die Verwirklichung des alten Romantismus ist zu erwarten, wenn man sich nicht dazu entschließt, die nationale Idee für die Politik zu reservieren und die internationalen Transaktionen auf dem Gebiet des Handels das Feld frei zu lassen. Nicht etwa so, daß man ohne Vorbereitung den internationalen Freihandel ausführen versucht, sondern indem man dem alten Kontinent durch Verständigung unter den Industrien, durch Handelsverträge auf neuen Grundlagen einen Weg bahnt.

Im großen Unrath erkennt das europäische Publikum diese Verhältnisse. Aber, mit der Gegenwart beschäftigt, sagen die meisten: dieser Fels ist schwer in Bewegung zu bringen! Wer weiß, ob er nicht der Felsblock des Sisyphus ist?

Wir sollen den Kinderkampf des Nationalismus zerstreuen! Ein Wort des Ideals!

Wir sollen die in den Treibhäusern aufgeschlossene Industrie dem Schatten der Verwirrung aussetzen — welche Bedeutung materieller Interessen!

„Nicht sein oder untergehen“ — gut. Die Alternative mag richtig sein, aber es ist vielleicht noch nicht so sehr mit der Wirklichkeit.

Und dann — so flüstern die Befessenen des Nationalismus — ist es wirklich so sicher, daß gerade wir verschwinden müssen? Es hat immer Striege gegeben. Kein Wolf, kein Wolf ist jemals ganz verschwunden.

Für die Menschen, die an diesen Sophismen glauben, sind die folgenden Zeilen geschrieben.

Begreift ihr denn nicht, ihr Steifhals, daß — wenn der Krieg von 1870 ein Kinderpiel gegen die furchtbare Schlächterei

von 1914 bis 1918 war, wie ihr geglaubt hättet — daß dann der letzte Krieg ein Kinderpiel sein würde im Vergleich mit dem Krieg, welches ein neuer Weltkrieg über die Völker brächte? Begreift ihr denn nicht, daß wir mit einem neuen Faktor rechnen müssen: mit der Wissenschaft, welche die Beschreibung ebenso weitläufig wie den Aufbau, mit der Wissenschaft, die mit Wissenschaften verbunden ist, und die mögen den Menschen Geheimnisse enthüllen wird, welche um vieles schrecklicher sind als alles, was früher der Grausamkeit des Menschen gebot hat?

Begreift ihr denn nicht, daß die Zivilisation unter der Lawine sterben wird, die Europa zu verschütten droht? Begreift ihr denn nicht, daß die Menschheit zugrunde gehen wird, wenn ihr mit dem Worten nicht aufhört? Dann wird Europa den antiken Mythen wahr machen: es wird der Gott sein, der seine eigenen Kinder verschlingt.

Würdet ihr wagen, wenn ihr hilflos am Rande des Abgrundes steht, einander die Hände zu reichen und sich zu retten? Seht ihr nicht ein, wie lächerlich eure kleinen Kämpfe sind im Vergleich mit dem drohenden Unglück?

Ja, gewiß! Ich gebe es zu: die Industrie der nationalen Festbeleuchtung wird durch eine wirtschaftliche Annäherung leiden, der soldatische Prunk wird aufhören, die Diplomaten werden nicht mehr Streit suchen können, wenn die Völker politisch einig sind.

Und wenn es so wäre? Schwierigkeiten in der Gegenwart. Zugegeben! Machen wir uns aber doch endlich frei von dem elogen Gedanken an die Gegenwart, richten wir den Blick einmal über 1927 hinaus. Seht in die Zukunft, ihr, die ihr zu feige seid — denn ihr seid feige! — den Frieden zu wollen.

Zum Glück gibt es in Europa außer den eingeseifigten und engherzigen Nationalisten eine Schaar mutiger Menschen, die um die Einheit des alten Kontinents ringt.

Es ist wahr, daß die Gammelhäuden der Majoritäten selten die Welt vorwärts führen. Weil eher bringt eine lebensfähige Minderheit unser Schicksal weiter. Es ist aber nicht weniger wahr, daß auch die Minderheiten sich zu regen beginnen — mit Ausnahme derer, von denen ich am Anfang sprach.

Die gegenwärtige Einrichtung der Internationalen Handelskammer, die Kartelle der großen Industrien sind nicht bloß ein Beweis für den gemeinsamen Willen zum Handeln, sie sind auch Stappen auf dem Wege zur Annäherung.

Natürlich: der Weg ist mit Fallgruben und Minen besetzt, das wissen wir alle.

Kindisch wäre die Hoffnung, daß wir in einigen Jahren am Ziele sein werden. Aber wir müssen weiter, wir dürfen nicht halt machen, wir müssen immer vorwärts, vorwärts, ohne uns aufhalten zu lassen — das ist die Hauptfahse.

Wir alle, die wir um das Leben Europas bangen, die wir unsere Zivilisation nicht sterben lassen wollen, wir alle haben die Pflicht, unaufhörlich in Frankreich, in Deutschland, in die ganze Welt hinaus zu schreien, daß es Zeit ist, die vermoderten Formeln der Politik zu erneuern, daß wir unsere Väterlandern schützen müssen, indem wir sie politisch einander näher bringen, daß wir die wirtschaftlichen Gegensätze ausgleichen müssen, daß wir die Wissenschaft geistigen Gegebenheiten anpassen müssen, die von der Liebe zur Menschlichkeit diktiert sind. „Wissen ohne Gewissen ist der Seelentod“ hat Kabealis geschrieben.

Wir wollen uns nicht fürchten vor der Erfahrung, daß die Liebe zum Frieden uns Wortlampen des Friedens mehr nähren, mehr Leiden bringen wird, als der Kultus des Nationalismus seinen Anhängern beschert. Wenn die Zeiten normal sind! Denn der Nationalismus kennt keine Dauer. Der Nationalismus ist die Quelle der Schmerzen, der Leiden, die den einzelnen vernichten und die Menschheit verderben.

Gelegentlich dieses Vortrages geschah es, daß sich eine Frau in den Schmelz und Glanz seiner Augen verliebte, die den Vortrag genoss, anwesend zu sein.

„Weil du so hübsche Augen hast,“ sprach ihm einst mitten im Gewühl einer Millionenstadt eine Passantin an, „erlaube ich dir, mich nach Hause zu begleiten.“

Im zweiten der oben erwähnten Briefe hat ich einen Freund, er möge einsehen, wie es für ihn äußerst vorteilhaft ist, sich der Erregbarkeit seines Berufes möglichst intensiv zu erfreuen. Ich möchte ihn sojagend darauf aufmerksam machen, wie kleine dadurch erst recht werden, daß sie mit ihrer Unerschlichkeit über den Rahmen ihrer Grenzen hinausgehen, sich an fruchtloser und darum unschicklicher Anteilnahme beteiligen.

Am liebsten freute mich eigentlich der Brief, auf den ich noch gar nicht in die Lage gekommen bin, Antwort zu geben, dessen Beantwortung mich vor gewisse Schwierigkeiten stellt.

In den bildenden Novellen anknüpfend, gestalte ich, daß ich letztlich die Idee näherte, es könnte sehr vorteilhaft sowohl für die Dichter als Schriftsteller wie für die Gesellschaft sein, wenn mehrere in gewissen Einem organisiert, das heißt in einer Art Anstalt oder Institut untergebracht würden, worin sie, sagen wir, unter staatlicher Aufsicht, gemeinschaftlich zu arbeiten hätten. Ästhetischen, epischen und dramatischen Begabtheiten würde ein fluges, unpolitisiertes Direktorium jeweilige passende Aufgaben zuweisen. Meiner Ansicht nach würde es zweckmäßig sein, die Schriftsteller acht bis neun Stunden arbeiten zu lassen, länger nicht, damit sie die wünschenswerthe Zurechtfindung nicht einbüßten, die für eine gute Produktion unerlässlich ist. Daß die Dichter ganze Nächte hindurch zu dichten haben, eine solche Auffassung gehört doch wohl ganz einfach sojagend der Vergangenheit an. In der Nationalitätsschule müßte mir selbst, wenn auch nicht übermäßig, geschäft werden, und die Geistesarbeiter besäßen etwas viel Beamtentum im Sinne.

Ich weiß natürlich sehr wohl, daß eine Möglichkeit vorliegt, die Idee, der ich hier Leben einzubringen bemüht bin, komisch finden zu können, was aber mit noch vielen anderen neuen Dingen der Fall sein kann.

Ich bitte jedoch um zweierlei, erstens um die Güte, Novellen schöne Augen im Auge, das heißt in freundlicher Erinnerung zu behalten, zweitens aber diesen Brief nicht zu vergessen, von dem ich Ihnen vorstehend Bericht geben zu dürfen geglaubt habe, er sei dadurch von indirektem Nutzen, daß er sich ja auch schmerzhaft bekämpfen lasse, was so und so viel Reden irgend etwas zu tun gibt, die vielleicht sonst keine Beschäftigung hätten.

Um las ich wieder einmal so einen Zeitungsausschnitt, worin von der „kleinen“ Schweiz die Rede war, Der Kritiker schreibe rechtig

„Ich bringe euch den Hunger, den Durst, den Tod, folgt mir nach!“ rief Garibaldi — und seine Soldaten folgten ihm mit Begeisterung. Auch wir werden eine treue Gefolgschaft haben, wenn wir denen, die an was glauben, nicht die Maßung in einem Staat anbieten, sondern wenn wir an die ehelichen Eigenschaften des Fortschritts appellieren, an die Eigenschaften, die große Menschen groß gemacht haben.

Ja, und sagt nicht: „Nur ist die Wahrheit zu suchen und die Wahrheit zu sagen. Nur ist, nicht der triumphierten Siege zu folgen und aus unserer Seele, unserer Hand und unserer Gedanken kein Etwas für den Fall der Dummheit und das Gebot der fanatischen Menge zu machen.“

Nur ist es auch, den Irrtum zu bekämpfen, ohne die Verfolgung zu fürchten, ohne das Gefängnis oder das Exil zu fürchten. Nur ist es, sich durch keinen Mißerfolg schwächen zu lassen. Man fällt. Man steht wieder auf. Man geht weiter. Ihr andern markiert den Marsch, für uns ist Stillstand ein Mordanschlag!

Vortämpfer des Friedens! Nichts hält uns auf. Wir gehen vorwärts. Der Weg zum Gipfel ist gewonnen, aber er führt aufwärts. (Deutsch von Paul Bloch.)

J. Cailley

Das neue Kabinett Manowitsch gefährdet.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

II. Belgrad, 31. Dezember. Die serbische Regierungspartei stimmt heute über die Stellungnahme zum neuen Kabinett Manowitsch ab. Für die Regierung stimmen 66, gegen 21, bei 7 Stimmenthaltenen und 26 Abwesenden. Wenn die Gegner Manowitschs auch bei der nächsten Abstimmung im Parlament gegen Manowitsch stimmen, so hat dieser keine Mehrheit mehr. Die vor einigen Tagen gebildete Regierung befindet sich also bereits im Krisenstand. Gesundheitsminister Mileitsch und Kriegsminister Simonowitsch, die gegen die eigene Regierung stimmten, zogen sofort die Konsequenzen und überreichten Manowitsch ihre Demission.

Die Lage in Griechenland.

Bezugnehmend auf die Nachrichten von einer Offiziersbewegung in Griechenland erklärt die griechische Gesandtschaft in Berlin folgendes:

Die griechische Regierung ist auf Grund der ihr vorliegenden Berichte der zuständigen militärischen und zivilen Behörden überzeugt, daß die im Ausland verbreiteten Meldungen über bevorstehende Unruhen in Griechenland durchaus unwahr sind. Die in einem griechischen Blatte veröffentlichte Meldung, wonach ein neuer Offiziersbund gegründet worden sei, ist falsch, und das darin erwähnte Protokoll einer Beizehung von Offizieren stammt aus der Zeit vor der Bildung der gegenwärtigen Koalitionsregierung. Die Regierung ist überzeugt, daß Armee und Flotte streng diszipliniert sind und der Regierung und ihren Befehlen Gehorsam leisten.

Das Gewand + Unmittelbar vor Redaktionsschluss erhalten wir die Nachricht, daß unser Mitarbeiter Otto Grund einer Augenoperation, die ihn vor Wochenfrist auf das Krankenlager warf, erlegen ist. Otto Grund hat seit Jahren unsere Leser über die kommunalpolitischen Vorgänge auf dem Rheinischen gehalten. Wir verlieren in ihm einen treuen Mitarbeiter. Sein Andenken wird unvergessen bleiben.

Ich in dem Ausdruck hinauf: „Arme Schweiz!“ Deshalb rief er das aus? Er tat es wegen ihrer Kleinheit. Obwohl ich es keineswegs zu meiner Lebensaufgabe rechne, Kollegen usw. anzufahren, was an sich gar keinen Zweck hätte, muß ich ihn, der den Artikel schrieb, den ich las, sagen, daß er wenig gern schreibt, seine liebe, kleine Schweiz bedrängen, bekümmere ihn, verurteile ihn, indes ich dies, wenn nicht für völlig, so doch für ziemlich unangenehm halte. Der Artikelverfasser pflegt wegen der Schweiz in einem fort zu schreien, weil sie „klein“ ist, wie sie ist. Ich meinerseits finde sie so, wie sie ist, erfreulich, indem ich ihr Gemälde, Gebilde schätze, das mir ein genügend bedeutendes zu sein scheint. Ihm ist nämlich die Schweiz nie bedeutend genug; er hat an ihr immer dies oder das auszusetzen; und weil er das tut, kommt er sich womöglich verächtlich vor; und ich gönne ihm selbstverständlich diese Einbildung bezüglich. Beispielsweise weiß er ganz genau, daß die Schweiz auf ihrer Neutralität fußt, aber er meint, er müsse wegen dieser Neutralität geizig haben, weil sie nach seinem Gefühl einengend ist. Aber nach meinem Gefühl scheint sie dies nicht zu sein. Diese einengende schweizerische Neutralität hat ja höchst bedeutende Menschen hervorgebracht, denn bekannt sind dürfte. Keinerlich ist die Schweiz klein, aber dafür kann sie gleichzeitig innerlich groß sein, wenn sie Lust dazu hat. Hierauf kommt es eben an: daß sie Lust hat, Lust innerhalb ihrer Kleinheit. Neben zu gestalten. Auf zu irgend etwas haben, ist an sich etwas Schönes, Gutes. Ihm kommt die Schweiz arm vor; auf mich macht sie aber nicht diesen unangenehmen Eindruck. Er ist der Ansicht, sie leide unter einem Mangel an Bewegungsmöglichkeiten, sie könne nicht leben, sehe sich einengend, sie müsse sich, was Bildung betreffe, vom Ausland beschaffen lassen. Sieh bis zu einem gewissen Grad beeinflusst lassen, ist nun doch aber ganz natürlich, höchst allerlei Erfriedigungen in sich ein. Ich würde also wegen dieses Umstandes meinen Aufsatz nicht hängen lassen. Nach mir findet jedes Staatliche oder persönliche Leben seine Bestimmung. Ich würde also deswegen keinen Augenblick unwillig sein können. Derjenige, der gern Artikel über die Schweiz schreibt, hält z. B. die Angehörigen anderer Nationen für tüchter und glücklicher als die Schweizer. Ich frage mich: was kommt er dazu, so etwas zu glauben? Müde er nicht in gewandtem Rob an die Schweiz? Es scheint fast so. Er heißt eben die Schweiz nicht als trübliche, feste Zuträuen, das schon an und für sich schon ist. Ich aber enthalte dieses Zuträuen täglich in mir, nämlich, wenn ich frühmorgens aus dem Babel steige, das unter der Bezeichnung Welt weltbekannt ist.

Ich erhebe also drei Briefe und mache daraus aufserdem daß ich nicht für durchaus nötig halte, Grenzen als etwas Unmögliches anzusehen zu empfinden. Für die Schweiz hat die Neutralität eben etwas faszinierend

Die schönen Augen.

von Robert Walser. (Nachdruck verboten.)

Von elegantem Pianospiele begleitet, das den Weg aus dem Salon, worin es sojagend seinen Ursprung hat, in den Sonntagvormittag hinaus findet, schreibe ich wieder so eine Art Aufsatz, worin ich zuerst laie oder vor Kenntnis gelangen lasse, daß ich drei Briefe empfangen, wobei ich einen deshalb zunächst unbeantwortet ließ, weil es mir nicht als sehr schön erschien, einer Einladung, mich zu äußern, die er enthielt, Folge zu leisten, während mich an der sofortigen, also raschen Beantwortung der beiden anderen nicht hindern konnte.

Propos, schreibe ich etwa auch diesen Aufsatz oder Essay, wie schon früher schon so manchen vorausgegangen, wieder lediglich für nichts anderes als für Geld? Ich will diese Frage, ähnlich wie ich es am vorigen getan habe, der Bequemlichkeit halber offen stehen lassen und mitteilen, daß ich in einem von den belagerten Briefen die Meinung ausdrukt, daß das Böse im Leben zu zahlreichem fördernden Erleichterungen Veranlassung gebe, daß die Bösen den Guten also in gewisser Hinsicht nützen, ihnen dienlich seien, ohne, daß sie es freiwillig irgendwo zu beabsichtigen bräuen. Ich äußerte, daß es den Fehlerhaften, Bemerkenswerten gegeben sei, die Tugendhaften in Schwung zu bringen.

Meinigen scheint mir dieser brave, wacker Novellino da und dort im Verlauf seines Lebenswandels mit nichts anderem als seinen wunderbaren Augen Gesellschafter angezogen zu haben, wobei ich selbstverständlich an Damentagen denke, die von zarter, empfindlicher Art zu sein pflegen. Novellino kann lieb und treu und schüchtern ordentlich sein wie ein Kind.

Einmal sagte ihm ein aufsehender Beobachter: „Wenn Sie fortziehen, mich anzuschauen, wie Sie's jetzt tun, so werde ich mich genötigt sehen, Maßregeln gegen Sie zu ergreifen.“ Was gewiß das Schmeichelschleife vor, was je einem Augenpaar zum Vorwurf hätte gemacht werden können.

In einem Raucherhaus hauchte eines Abends eine Gräfin aus Novellinos Augen willen, mit denen er sie anschaute, ihr großes Leben aus, was natürlich womöglich etwas übertrieben gelassen sein könnte, wie ich gern zugebe.

Dieser Novellino scheint zu irgendeiner Stunde in einem sehr schönen, ehemaligen Mittel- oder Zunftzimmer aus eigenen Worten vorgelesen und beschönigt: ähnlich starken Beifall hierbei ausgelöst zu haben, inwiefern es auf Wahrheit beruhen würde, daß er eine Art Dichter sei.

Vielschichtigkeit, mit der man bei einer Lektüre von Rilkes Gesamtwerk konfrontiert wird, sollte man nämlich nicht unterschätzen. Statt Rilkes eigenem Leben und Schaffen fokussiert Walser die zeitgenössische Rezeption von Rilkes Werken, indem er mit der Vokabel «Lyrikersaale» (Z. 12) die Bilder von Ruhmeshallen heraufbeschwört, wie man sie etwa in München oder in Regensburg bewundern kann (vgl. unten, Abb. 5 und 6). An solchen Kultstätten wird plastisch erfahrbar, wer zur sogenannten hohen Literatur gehört und wer nicht, und die Geehrten, unter anderem Goethe und Schiller, werden mit einer monumentalen, steinernen Ästhetik symbolisch zur Unsterblichkeit erhoben.²² In einem solchen Saal platziert Walser seinen Rilke nun ausgerechnet als eine «schimmernde Frucht» (Z. 13). Warum Früchte seit jeher zu den Standardsymbolen der Vergänglichkeit zählen,



Abb. 5: Ruhmeshalle, München. Quelle: gemeinfrei.

wird sinnfällig, wenn man sich vorstellt, man stoße bei einem Besuch der Regensburger Walhalla inmitten der zahlreichen repräsentativen Steinbüsten auf eine Schalenfrucht, womöglich gar auf ein Exemplar, das dort schon vor längerer Zeit abgelegt worden ist. Mit dieser humorvollen, schrägen Bildlichkeit stellt Walser die Ansprüche der hohen Literatur in Frage. Denn die «anspruchsvollen Jungen» (Z. 9), mit denen Rilke laut Walsers Gedicht «doch wohl gar zu ernst gerungen» (Z. 10) hat, sind nicht nur hinsichtlich der Qualität ihrer lyrischen Produkte anspruchsvoll. Sie stellen auch soziale und sogar metaphysische Ansprüche. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch die saloppe äußere Form, in der «dies kleine Wort» (Z. 19) zu Rilkes Tod scheinbar beiläufig dahin-

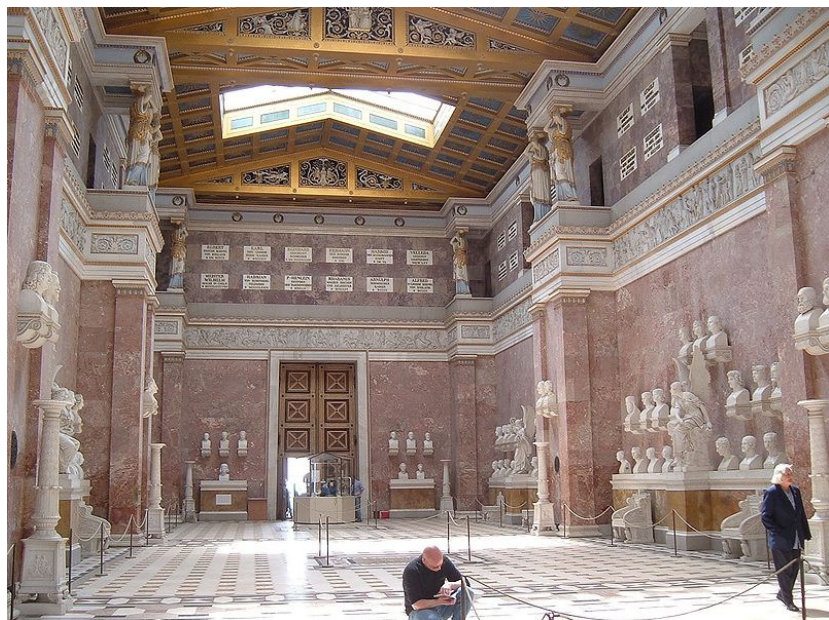


Abb. 6: Walhalla, Regensburg. Foto: Tim Meuter (Wikimedia Commons).

schwindet. Sie stellen auch soziale und sogar metaphysische Ansprüche. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch die saloppe äußere Form, in der «dies kleine Wort» (Z. 19) zu Rilkes Tod scheinbar beiläufig dahin-

²² Eine Rilke-Büste wurde bis heute freilich nicht in eine dieser Ruhmeshallen aufgenommen.

gesprochen wird. Demonstrativ ringt Walser hier nicht in einem gar zu ernsten dichterischen Konkurrenzkampf um formale Vollkommenheit, wie er es Rilke unterstellt. Im Gegenteil, die hohe lyrische Form wird durch Walsers humorvoll-dilettantische Verse ironisch gebrochen. Auf diese Weise macht sich Robert Walser selbst zum Clown. Gemessen an den oben zitierten Prä-Texten holpert und stolpert es in «Rilke †» zwar bedenklich, es handelt sich jedoch um ein gespieltes lyrisches Gestolpere, das nicht «gar zu ernst» (Z. 10) daherkommt, sondern gleichsam kritisch und humoristisch wirken soll.²³ Wer diese Art einer clownesken Gedichtästhetik zu goutieren weiß, wird zugeben müssen, dass es verblüffend ist, wie hier die Standards, nach denen wir lyrische Werke für gewöhnlich beurteilen, aus den Angeln gehoben werden.

IV.

Das dritte und letzte Walser-Gedicht, auf das ich hier eingehe, trägt den Titel «An Georg Trakl». Es erschien im Februar 1928 in der Literaturbeilage der «Prager Presse». Im Bleistiftgebiet sind zwei zugehörige Mikrogrammentwürfe überliefert, die von Echte und Morlang auf Mai bis Juni 1927 datiert wurden.²⁴ Die Entstehung des Texts fällt wohl nicht zufällig in diese Zeit, denn im Gegensatz zu den darauffolgenden Jahren wurde der 1914 verstorbene Trakl 1926 in den Medien regelmäßig erwähnt.²⁵

In Walsers Gedicht versetzt sich das lyrische Ich zunächst in die Rolle eines Trakl-Lesers:

In irgend einem fremden Lande würde ich
dich lesen, oder auch zu Hause,
und immer würden deine Verse mir zum Schmause
reichen, und in einem ganz
5 bestimmten Sinne käme mich im Zimmer,
umglänzt vom Glanz und von dem Schimmer

²³ Dass Walser bei der Entstehung von «Rilke †» auf die sprachliche Form einige Mühe verwandte, lässt sich unter anderem daran erkennen, dass der zugehörige Mikrogrammentwurf eine beträchtliche Anzahl Streichungen und Korrekturen aufweist (vgl. Mikrogrammblatt 36, Text Nr. 4). Ein Reinschriftmanuskript des Gedichts ist meines Wissens nicht überliefert (vgl. Matthias Sprünglin, «Elektronisches Findbuch der Kritischen Robert Walser-Ausgabe. Version 2», Basel/ Zürich 2010, S. 184).

²⁴ Vgl. Robert Walser, «An Georg Trakl», in: «Prager Presse» Nr. 36, 5.2.1928, Beilage «Dichtung und Welt» Nr. 6, S. 1; wiederabgedruckt in SW 13, S. 187f.; zu den Entwürfen vgl. Mikrogrammblatt 30, Text Nummer 3 und 4 sowie AdB 6, S. 751.

²⁵ Auslöser dieser medialen Präsenz war das Erscheinen eines Sammelbands mit dem Titel «Erinnerung an Georg Trakl» (Innsbruck 1926). Anlass der Erinnerungsschrift war die zweite Beisetzung von Trakls Leichnam in Innsbruck im Herbst 1925 (vgl. Hans Weichselbaum, «Georg Trakl. Eine Biographie mit Bildern, Texten und Dokumenten», Salzburg/ Wien 1994, S. 182).

der wundervollen Worte, die du fandest,
kein einz'ger trauriger Gedanke an.²⁶

Der letzte zitierte Vers wirkt recht provokant, wenn man sich vor Augen hält, dass Trakls Werk hauptsächlich um die Themen Vergänglichkeit, Verfall, Tod und Trauer kreist. Anschließend leistet Walser eine halsbrecherische Aneinanderreihung von Apostrophen und anderen Gedankensplittern, die ich unter Annahme einer sinnvollen Äußerung nur so verstehen kann, dass das lyrische Ich als «verzagter Riese» (Z. 17) auf einer «Jurawiese» (ebd.) sitzt und durch äußere Wirklichkeitseindrücke wie einen «Felsblock» (Z. 15) und ein «Mäuschen» (Z. 16) bei seiner imaginierten Trakl-Lektüre gestört wird – indem das Bild eines «Felsblocks» (Z. 15) dem Ich «in die Beschäft'gung» (Z. 11) mit Trakls Wesen herabfällt:

Wie mit umschmeichelndem Gewande angetan,
10 erschiene ich mir in der Schlucht des Lesens,
in die Beschäft'gung mit der Schönheit deines Wesens,
das Schwan und Kahn und Garten und der Duft,
der draushinaufsteigt, ist, du blätterreiche,
unsäglich seelenvolle, weiche Eiche,
15 herabgefall'ner Felsblock, Schwänzeln
eines Mäuschens, eines Töchterchens Tänzeln,
verzagter Riese, hier auf einer Jurawiese
richte ich, spielerisch, als wenn ich träumte, diese
Ansprach' an deinen Genius.²⁷

Die obigen Verse enthalten eine Reihe von Vokabeln, die ausgesprochen häufig in Trakls Dichtungen vorkommen oder aus anderen Gründen für dessen Gesamtwerk charakteristisch sind. Im Einzelnen sind dies «Kahn», «Garten», «Duft», «Seele» und «Eiche» (Z. 12; 14).²⁸ Walser ordnet diese Vokabeln nun aber so an, das sich das Ergebnis als ein weiterer kritisch-humoristischer Kommentar zum dichterischen Privileg der Unsterblichkeit lesen lässt, das 1926 in

²⁶ Walser 1928 (Anm. 24).

²⁷ Ebd. Das Wort «die» (Z. 11) ist in Walsers «Sämtlichen Werken» durch «der» ersetzt (vgl. SW 13, S. 187). Meines Erachtens handelt es sich dabei um eine nicht haltbare Konjektur, denn der Erstdruck in der «Prager Presse» stimmt bei der Setzung des Wortes «die» mit Walsers Reinschriftmanuskript überein, das im Berner Walser-Archiv in Kopie eingesehen werden kann.

²⁸ Vgl. dazu vor allem die Texte «Winkel am Wald», «Helian», «Unterwegs», «Sebastian im Traum», «Die Verfluchten», «Untergang», «Frühling der Seele» sowie «Traum und Umnachtung» in: Georg Trakl, «Dichtungen und Briefe», hg. von Walther Killy und Hans Szklenar, Salzburg ²1987, Bd. 1, S. 38; 69–73; 81f.; 88ff.; 103f.; 116; 141f.; 145–150. All diese Texte wurden entweder in Trakls «Gedichten» (1913) oder in «Sebastian im Traum» (1915) abgedruckt. Beide Gedichtbände erschienen im Verlag Kurt Wolff. Robert Walser kannte sie möglicherweise, da er selbst zwischen 1913 und 1915 drei Prosasammlungen bei Kurt Wolff veröffentlicht hatte (vgl. SW 2; 3; 4).

der Presse für Georg Trakl ebenso eingefordert wurde wie wenig später für Rainer Maria Rilke.²⁹

So gilt das Wort Schwan, das in Trakls Werken nicht vorkommt, als ein beliebtes Symbol für den Dichter und seine ideelle Unsterblichkeit.³⁰ Es sollte allerdings zu denken geben, dass Walser den Schwan unmittelbar neben einem Kahn platziert, wenn er von Trakls Wesen spricht, «das Schwan und Kahn und Garten und der Duft, / der draushinaufsteigt, ist» (Z. 12f.). Denn das Motiv der Kahnfahrt wurde von Trakl und anderen vielfach als Vergänglichkeitssymbol verwendet.³¹ Ähnlich wie in «Rilke †» lässt Walser mit diesem Wortspiel die Unsterblichkeits- und die Vergänglichkeitsidee schmerzhaft aufeinanderprallen bzw. scherzhaft umeinanderschwimmen.

Die darauffolgende Gedichtpassage enthält eine Anspielung auf das gängige zeitgenössische Klischee, Trakls Biografie mit derjenigen Hölderlins in Verbindung zu bringen.

- 20 Haben dich Hölderlin'sche Schicksalsfortsetzungen
in deiner Wiege und auf deiner Lebensbahn
umklungen und zu goldnem Wahn
23 bestimmt?³²

Besondere Aufmerksamkeit verdient aber vor allem der Schluss des Gedichts. Er lautet:

- 23 Wenn ich Gedichte von dir lese,
ist mir, als trüg' mich eine prächt'ge Chaise.³³

Bei dieser Chaise handelt es sich nicht um einen ausgesprochen prächtigen Stuhl, sondern um einen speziellen Typ komfortabler, vollgefederter Pferdekutschen, der um 1700 entwickelt wurde und sich an europäischen Adelshöfen bis ins 18. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreute.³⁴ Offensichtlich wollte Walser

²⁹ In der Wochenzeitung «Die literarische Welt», die zwischen 1925 und 1930 auch Beiträge Robert Walsers zum Abdruck brachte, hieß es beispielsweise, Trakl sei «der einzige unter den modernen Dichtern, von dem man mit Sicherheit und klassischem Pathos behaupten kann, daß auf seiner verfallenen Stirn der Lorbeer der Unsterblichkeit liegt.» (Willi R. Fehse, «Ein Grabmal für den großen Dichter Trakl!», in: «Die literarische Welt» 2 (1926) H. 24/25, 11.6.1926, S. 10)

³⁰ Vgl. Gertrud Maria Rösch, «Schwan», in: Günter Butzer, Joachim Jacob (Hgg.), «Metzler Lexikon literarischer Symbole», Stuttgart/Weimar 2008, S. 336f., hier: S. 336.

³¹ Vgl. insbesondere die folgende Strophe aus Trakls Gedicht «Untergang»: «Über unsere Gräber / Beugt sich die zerbrochene Stirne der Nacht. / Unter Eichen schaukeln wir auf einem silbernen Kahn.» (Trakl 1987 (Anm. 28), Bd. 1, S. 116). Die Anrede Trakls als «blätterreiche [...] weiche Eiche» (Z. 13f.) ließe sich in ähnlicher Weise deuten wie die Wortgruppe «Schwan und Kahn» (Z. 12).

³² Walser 1928 (Anm. 24).

³³ Ebd.

³⁴ Vgl. Georg J. Kugler, «Die Kutsche vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Auftreten des Automobils», in: Wilhelm Treue (Hg.), «Achse, Rad und Wagen. Fünftausend Jahre Kultur- und Technikgeschichte», Göttingen 1986, S. 236–278, hier: S. 240ff.; 245f.

mit diesen Schlussversen andeuten, dass er den vermeintlich unsterblichen Georg Trakl für einen nicht mehr ganz zeitgemäßen, antiquierten Elite-Lyriker hielt. Schließlich vergleicht er dessen Dichtungen mit einem Transportmittel, das in aristokratischen Kreisen des 17. und 18. Jahrhunderts zwar stark in Mode war, sich aber langfristig nicht durchsetzen konnte und im frühen 20. Jahrhundert nur noch als bloßes Nostalgie-Objekt gehandelt wurde.

V.

Mit Blick auf die Verspottung des dichterischen Unsterblichkeitsmythos, die Walser in seinen Gedichten auf Rainer Maria Rilke und Georg Trakl vornimmt, ist zu bedenken, dass seine späte Lyrik zu Lebzeiten fast ausschließlich im Feuilleton von Tages- oder Wochenzeitungen publiziert wurde, wenn sie überhaupt den Weg an die Öffentlichkeit fand. Gerade die 1920er Jahre waren indes eine Zeit, in der die Grenzen zwischen dem sogenannten eintagsfliegenhaften, niederen Feuilletonismus und der vermeintlich unsterblichen, hohen Dichtkunst äußerst kontrovers diskutiert wurden.³⁵ Die obigen Gedichte auf Rilke und Trakl lassen sich als Kommentare zu dieser Kontroverse lesen. Walser veröffentlichte Feuilleton-Gedichte, die sich formal und inhaltlich mit der hohen Dichtkunst auseinandersetzen und deren elitäre Ansprüche in Frage stellen.

Kurioserweise ist es diesen Texten schließlich allerdings gelungen, sich doch noch vom Leben einer Eintagsfliege zur Unsterblichkeit aufzuschwingen, indem sie in die Gesamtausgaben aufgenommen wurden, die nach Walsers Tod in den Verlagen Kossodo und Suhrkamp erschienen sind.³⁶ Ist der zu Lebzeiten publizierte Teil von Walsers Spätlyrik somit eine Art unsterbliche Eintagsfliege? Jedenfalls wird ein weiterer Schritt in Richtung Unsterblichkeit erfolgt sein, wenn sie in einigen Jahren zwischen den Buchdeckeln der «Kritischen Robert Walser-Ausgabe» eingebunden sein wird. Ob sie dann erheblich mehr Leser und Interpreten finden wird als bisher, wird sich zeigen. Ich hoffe aber, dass der vorliegende Aufsatz den einen oder anderen auf den Geschmack bringt, Walsers späte Gedichte als ästhetische Gebilde ernst zu nehmen und gerade deshalb immer wieder herzlich mit ihnen und über sie zu lachen. Die Walser-Forschung wird auf diesem Gebiet noch zahlreiche schöne Entdeckungen machen können.

³⁵ Vgl. Almut Todorow, «Wollten die Eintagsfliegen in den Rang höherer Insekten aufsteigen? Die Feuilletonkonzeption der ‹Frankfurter Zeitung› während der Weimarer Republik im redaktionellen Selbstverständnis», in: «Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte» 62 (1988), S. 697–740 sowie Peter Utz, «Tanz auf den Rändern. Robert Walsers ‹Jetztzeitstil›», Frankfurt am Main 1998, S. 295–368.

³⁶ Vgl. Robert Walser, «Gedichte und Dramolette», hg. von Robert Mächler, Genf/Hamburg 1971 sowie SW 13.